

Der Kampf der Dialecte gegen die Schriftsprache : in besonderer Beziehung auf das Plattdeutsche.

Autor(en): **Eye, A. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik**

Band (Jahr): **2 (1855)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-177500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Kampf der Dialecte

gegen die Schriftsprache,

in besonderer Beziehung auf das Plattdeutsche.

Die Untersuchung über Recht und Anspruch, die beide Sprechweisen gegen einander haben, ist bereits seit längerer Zeit auch auf dem Gebiete des gelehrten Verkehrs behandelt worden. Schon in den ersten Heften dieser Zeitschrift (S. 157) sind einige Ansichten von ehemals angeführt, welche im Gebrauche des Plattdeutschen ein Hemmniss der Bildung erkennen. In unsern Tagen, wo ein Interesse für die Mundarten des Volkes in ganz entgegengesetzter Richtung lebendig wird, lassen sich wohl auch Stimmen vernehmen, welche die ganze gegenwärtige und künftige Wohlfahrt unsrer Sprache den Dialecten und deren Erkenntniss zuweisen möchten. Doch ist der Kampf, der über diese Frage auf schriftstellerischem Wege ausgefochten wird, durchaus unbedeutend gegen den, welchen im Leben selbst der Unterschied und Zusammenstoss der beiden Sprechweisen hervorruft. — Das Verhältniss gestaltet sich, soweit unsre Anschauung reicht, bis jetzt etwa so. In Westfalen ist das Hoch- und Plattdeutsche getheilt zwischen den gebildeten und den unteren Ständen. Jenes ist ausserdem Sprache der Kirche, der Schule und des Gerichts, welches letztere jedoch oft sich der Noth bequemt und, um sich deutlicher auszudrücken, zur Sprache des Volkes und Landes seine Zuflucht nimmt. Dasselbe geschieht auch in den Häusern, wo zwischen Gatten, sowie Eltern und Kindern, das Hochdeutsche, zwischen Herrschaft und Dienstboten aber plattdeutsch gesprochen wird. Weiter nach Norden, in Ostfriesland, im Oldenburgischen, Bremischen u. s. w. herrscht das Plattdeutsche noch mehr vor und wird auch in den Häusern der Gebildeten mit einer gewissen Vorliebe gepflegt. Hier halten es auch die Landpfarrer für keinen Abbruch, ausser der Kirche und Schule mit der Gemeinde in ihrer eignen Mundart sich zu unterhalten, während sie im Süden auch durch den Sprachunterschied ein priesterliches Ansehen zu behaupten suchen. Im Westen

greift das Holländische ziemlich weit über und gilt in manchen Gränzorten auch als amtliche Sprache, sowohl in kirchlicher als gerichtlicher Beziehung. Innerhalb des alten sächsischen Gebietes unterscheidet, wie gesagt, die Sprache den „Gebildeten“ vom „Manne des Volkes“; aber wie diese Gränze sich nicht so genau ziehen lässt, so gerathen auch oft die beiden Redeweisen mit einander in Zusammenstoss. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass in manchen Schichten der Bevölkerung, wo sonst noch das Plattdeutsche gilt, manche Ausdrücke von besonderer Bedeutung, wie Vater und Mutter — „*Vatter*“ statt „*Vader*“, „*Mutter*“ statt „*Mauder*“ — u. a. aus dem Hochdeutschen entlehnt werden. Namentlich geschieht es auch, dass Leute vom Lande in die Stadt ziehen, oder Familien aus den unteren Ständen, durch äussere Umstände begünstigt, Anspruch erheben, zu den höheren gerechnet zu werden, und ihre Erhebung durch den Sprachwechsel zu bethätigen streben. Plattdeutsch wird dann nur noch im geheimen Kämmerlein gesprochen; vor den Augen Anderer kauderwelscht man hochdeutsch. Namentlich werden die Kinder angehalten, die „hässliche, gemeine“ Sprache zu meiden; den Dienstboten wird auf's Strengste untersagt, mit ihnen darin zu verkehren, während sonst in den Häusern der Gebildeten durchaus kein Anstand genommen wird, die Kinder mit Plattdeutschsprechenden in eben dieser Sprache reden zu lassen. Die meistens verfehlten Bemühungen solcher Emporkömmlinge entgehen selten dem Volkswitze, welcher durch Nachtragen von allerlei lächerlichen, halb hochdeutsch, halb plattdeutsch klingenden Redensarten an den untreu gewordenen sich rächt. Zur Verdeutlichung führen wir aus der Erinnerung eine solche an, ohne dem Andenken der guten Leute, welchen sie nachgesagt wurde und deren Zunge von ihrem Stammeln längst zur Ruhe gekommen, zu nahe treten zu wollen: „*Kick mal, Jaulchen, dar bautzen vor de Rautzen flüg ein Leuning*“. Plattdeutsch hiesse dieses: „*Kick äis, Julchen, dâr bâten var de Râten flüg 'n Lûning*“; hochdeutsch: „*Sieh einmal. Julie, da draussen vor den Fensterscheiben fliegt ein Sperling*“. — In den nördlicheren Landstrecken kommt oft das Entgegengesetzte vor, dass man sich nämlich gegen die siegreich vordringende Schriftsprache steift und die blossе Mundart zu erhalten sucht, auch wo sie nicht mehr vollkommen berechtigt erscheint. Man sucht z. B. gegen das Hochdeutsche, welches die Kinder in den Schulen vernehmen, einen Gegensatz aufzustellen, indem man im Hause recht ausdrücklich plattdeutsch mit ihnen spricht. Man hat dieses Verfahren auch mit Gründen zu rechtfertigen gesucht. Allein, wie jenes Vornehmthun mit der hochdeutschen Sprache sich gewöhnlich selbst

in seiner Albernheit blofsstellt, so ist gewiss auch der letztere Gebrauch zu tadeln, und wäre es nur, weil er ein Kunststück da herrschend aufstellen will, wo allein Natur und Geschichte wirken sollen und können.

Es ist kein Kleines um die Wahl einer Sprache, handelte es sich auch nur um Dialect und Schriftsprache; denn Gestalt und Bildung des ganzen innern Menschen wird dadurch bedingt. Noch wichtiger wird die Frage, wenn beide, wie in den Gegenden des Plattdeutschen, auf so verschiedenen Grundlagen beruhen und so weit auseinander gehen. Ist hier die Wahl gestellt, so kann diese nicht zweifelhaft sein; am besten ist es aber sicher, wenn man beider zugleich mächtig wird. Dieses kann aber nur geschehen, wenn man von Jedem an reiner, unmittelbarer Quelle schöpft und zwar in dem Alter, wo bei dem einzelnen Menschen mit der Sprache auch noch das ganze Gemüths- und Geistesleben gebildet wird, damit beide auf einander wirken und in einander übergehen können. Wer mit dem Plattdeutschen aufgewachsen ist, gelangt schwer und nur nach vieljähriger Beschäftigung zum vollen Besitz der Schriftsprache; wer das Plattdeutsche nicht in seiner Jugend gesprochen hat, wird nie dazu gelangen, dem Volke gegenüber so zu reden, dass er nicht als Fremder vernommen wird. Denn es handelt sich hier nicht um Betonung dieses oder jenes Lautes, um Aussprache eines oder des andern Wortes, sondern um die ganze Ausdrucks- und Anschauungsweise, um den geistig-sittlichen Standpunkt, von welchem aus man empfindet, denkt, spricht und — am Ende auch handelt. — Schreiber dieses hatte in seinem Geburtsorte, einem Städtchen von nicht 2000 Einwohnern, nur zwei vertrautere Jugendgefährten. Mit dem einen, in dessen elterlichem Hause hochdeutsch gesprochen wurde, unterhielt er sich in derselben Sprache; mit dem andern, bei welchem das Entgegengesetzte der Fall war, sprach er plattdeutsch. Und zwar bildete sich durch die Dauer des Umgangs eine solche Gewandtheit in dem abwechselnden Gebrauche beider Sprachen, dass, wenn die drei Freunde beisammen waren und die verschiedenen klingenden Reden durcheinander tönten, niemals eine Verwechslung stattfand. Aber nicht allein im Laute machte sich die unterschiedene Art des Redens bemerkbar, sondern wir verstanden es auch meisterlich — oft zum Aerger der zufällig hörenden Eltern — auf den jedesmaligen Standpunkt hinauf- oder hinabzusteigen, von welchem man bei der einen oder andern Sprechweise im Reden auszugehen pflegt. Hatte z. B. der eine Freund etwas Neues zu melden und der Hochdeutschsprechende hegte einen Zweifel, so fragte er: „Ist es wahr?“ und erhielt einfach zur Antwort: „Wahrhaftig!“ Der Plattdeutschredende aber fragte nicht etwa: „Is't

wär?“ sondern sogleich: „*Wät magst de wesen?*“ (sc. „*wenn't nich wär is*“), und betraf es etwas Wichtiges, ein gefundenes Erdbienen- oder Vogelnest oder dergl., so hiess es sicherlich: *'n gleinigen Deubel un Sätan!*“ — — Dieses einfache, aus dem wirklichen Leben genommene Beispiel bezeichnet hinreichend, wie uns scheint, für beide Sprechweisen den Stand der Bildung, sowohl den geistigen Grund, aus welchem der Eine redet, als die Feinheit des Gefühls, zu welchem geredet wird. Denn was auf der einen Seite ein einfaches betheuerndes „*Wahrhaftig*“ bewirkt, dazu müssen auf der anderen glühende Teufel und Satane aus der Hölle beschworen werden. Wer aber in der Jugend ausschliesslich an den Umgang dieser und ähnlicher kräftiger Gesellen gewöhnt ist, wird schwerlich später sich recht geeignet finden, mit den zarteren Bürgern im Reiche des Geistes Umgang zu pflegen. Viel vortheilhafter will es uns scheinen, neben der angeeigneten freieren Bewegung in letzterem sich auch den Nachdruck natürlicher Kraft zu bewahren, mit welchem man sich unter den ersteren verständlich macht. Ein Hauptvortheil dabei wird noch der sein, dass man die kräftigere Ausdrucksweise recht wohl auch zu Zeiten unter den Leuten in Anwendung bringen kann, die auf den Besitz des Geisterreiches nur einen etwas zu ausschliesslichen Anspruch erheben. — Wir sind weit entfernt, die mannigfachen Vorzüge der Dialecte, wenigstens in Bezug auf das Plattdeutsche, welches wir genauer kennen, die im Allgemeinen tiefere Innigkeit des Ausdrucks, das engere Anschmiegen der Benennung an den Gegenstand, den Vorrath mancher treffender Bezeichnungen, welche die Schriftsprache nicht hat, die grössere Leichtigkeit, für neu aufkommende Dinge und Begriffe aus eigenen Mitteln den passenden Namen zu bilden, endlich den Vortheil zu verkennen, den das Verständniss und mehr noch das Studium der Dialecte auch für die Schriftsprache enthält. Wir halten es, wie gesagt, für unvernünftig, der Geltung und Ausbildung der Dialecte irgend wie Abbruch zu thun, und beklagen namentlich die Thorheit Derjenigen, welche Macht und Gelegenheit hätten, gerade für das Letztere zu wirken, ohne Gebrauch davon zu machen. Die Landpfarrer sollten es nicht für einen Raub an ihrer Würde und Oberherrschaft ansehen, wenn sie mit ihren Beichtkindern ausserhalb der Kirche sich in deren Sprache unterhielten. Die Volkssprache würde dadurch am ersten so herangebildet werden, dass man sich auch in ihr über höhere Dinge in edlerer Weise unterhalten könnte. Wird sie aber einmal durch Die, welche der gemeine Mann als Autorität zu betrachten gewohnt ist, von vornherein verworfen, — was

ist natürlicher, als dass jener da; wo er auf seine Sprache angewiesen ist, sich auch in derselben auf verwerfliche Weise zu ergehen nicht scheut?

Dass dieses aber so sehr geschieht, ist der Umstand, der die Sache von Seiten des Gebrauches in ein ganz anderes Licht stellt. Der Dialect ist, so wie das Verhältniss sich jetzt gestaltet, Sprache des gemeinen Mannes und mehr noch im Norden als im Süden und dort mit schrofferen Unterschieden als hier. Die Gestaltung und Bildung des Dialectes ist den unteren, der höheren Bildung ferner stehenden Schichten des Volkes überlassen geblieben und hat davon auch ihre Gestalt angenommen. Denke man doch ja nicht, dass man in Mecklenburg oder Westfalen so sprechen hört, wie man im Claus Groth es vernimmt. Man spricht wohl ähnlich, aber denkt und empfindet nicht so und das macht auch die Sprache anders. Das Plattdeutsche, wie es im Munde des Volkes lebt, hat einen bedeutenden Hang zum Gemeinen; gewisse derbe Betheurungen, niedrige Vergleiche u. s. w. kehren alle Augenblicke wieder. Der Unbefangene, der nicht gewohnt ist, die Dinge rein gegenständlich und vom kulturhistorischen Standpunkte aus zu betrachten, muss ein Aergerniss an dem nehmen, was er da hört. Als Bildungsmittel an und für sich kann gewiss kein Dialect empfohlen werden, so unzweifelhaft es auf der anderen Seite ist, dass der Gebildete aus der Beschäftigung mit den Dialecten, auch abgesehen vom bloss sprachlichen Studium, manigfachen Gewinn wird ziehen können. Denn auch das gemeine Leben ist noch Leben und offenbart das Zeugniß seines angestammten Rechtes und seiner innerlichen Tugend, die Lust an sich selbst oft deutlicher und stärker als unser sonstiges, hochgeschraubtes, oft so halt- und freudloses Dasein.

Wir glauben zwar selbst nicht, dass wir durch die hier angedeuteten Erfahrungen und Gedanken einiges Gewicht in die Schale des Kampfes gelegt haben, der an Ort und Stelle lebhafter gekämpft wird, als man fern davon glauben möchte. Es wird fort und fort baronisierte Bauern geben, welche ihre Kinder plattdeutsch zum Hochdeutschen anhalten; die Landpfarrer werden fortfahren, hochdeutsch ihrer Gemeinde zu beweisen, dass ihre plattdeutsche Sprache in Nacht und Schmutz zu verbannen sei; die Beamten werden ferner plattdeutsch ihre Schuld eintreiben und hochdeutsch dafür danken. Aber auf eine andere Erscheinung, die hier und da schon sich bemerkbar gemacht, möchten wir warnend hinweisen. Weil man in unsrer Zeit angefangen, sich mit mundartlichen Studien und Forschungen zu beschäftigen und deren Werth zu erkennen, so giebt es gleich Leute, die ein Geschäft und Handwerk daraus machen und rechte

Beute auf diesem neuen Gebiete zu gewinnen streben. Schon nahen die ersten Sturzwellen einer dialectisch-poëtischen und literarischen Sturmfluth. Weil Jeder vermöge seiner Geburt und Bürgerschaft zu wenigstens einem Dialecte verurtheilt ist, so verdammt er Andere dazu, seine Theorie und Beurtheilung desselben kennen zu lernen. Vor Allem werden schlechte Verse in das Gewand der Mundart gekleidet und ausgeschickt, sich darin einen heilen Hals zu erbetteln, der ihnen sonst sicher auf den Leipziger oder Berliner kritischen Schlachtbänken würde abgeschnitten werden. Man legt Sammlungen an von Redensarten und Sprichwörtern aus dem Volke und verabreicht darin Quacksalbereien als gesunde Heilmittel. Wir sehen es kommen, wie der Dialect Mode werden und bei der Blasirtheit das Geschlecht der ausgestorbenen Mopse ersetzen wird. — Doch „Nix tau velle“, sê de Bîr tau'n Koerensack; harr em bolde mit tûsken de Mollenstæ'ne retten.“

Dr. A. v. Eye.

Grammatische Uebersicht über den schwäbischen Dialect.

Die folgende grammatische Uebersicht über den schwäbischen Dialect war ursprünglich nicht zu den im vorigen Hefte (S. 60—71) begonnenen und in dieser und der nächsten Lieferung fortzusetzenden Dichtungen bestimmt und ist daher in einer etwas verschiedenen Orthographie verfasst. Sie schliesst sich näher an die Rechtschreibung der zwei schwäbischen Stücke an, welche in meinen Atellanen (s. Zeitschrift, B. I, S. 246) enthalten sind, und sucht zum Theil den Laut noch genauer auszudrücken. Der Poet hat andere Zwecke mit dem Dialect als der Grammatiker; der geneigte Leser möge die Inconsequenz darum gefällig entschuldigen.

Es handelt sich hier nur um naturgetreue Darstellung eines Localdialects, um eine gemeine Mundart, wie man im socialen Sinne sagt. Für den Grammatiker giebt es aber so wenig etwas Gemeines als für den Naturforscher. Der gebildete Mensch cultivirt seine Sprache nach bekannten Regeln, der Grammatiker hat da nichts zu lernen; der gemeine Mann, der seine Mundart passiv überkommt, nicht darüber reflectiert, wird dadurch eine lebendige Quelle der Tradizion; bei ihm kann der Sprachforscher immer etwas lernen. Wir müssen aber für die historischen Grundlagen unsres Dialects weiter ausholen.